

CHRISTOPH DORNER

Katharina sucht ihr Ich zwischen Punk und Plattenbauten

**«Dunkeldeutsch-
land nennt man
den Ort, in dem
ich aufwuchs.»**

Wir fahren mit dem Regionalzug: Potsdam, Magdeburg, Halberstadt. Raus aus Berlin, durch die lichte Weite Brandenburgs und vorbei an den verrosteten Industrieanlagen Sachsen-Anhalts, hinein ins Dunkelgrüne. Die Frau, mit der ich im Zug sass, hiess Katharina. Sie war 34 Jahre alt, lebte in Berlin und schrieb an ihrer Doktorarbeit in Literaturwissenschaft. Auf der Fahrt redete sie vor allem über Punk.

Wernigerode, Katharinas Heimatstadt, lag auf einmal vor uns, anmutig und traumversunken, zwischen Feldern und Hügelland. Der Brocken, höchster Berg im Norden Deutschlands, Festungsphantasie der Nazis, militärisches Sperrgebiet und Horchposten des sowjetischen Geheimdienstes im geteilten Deutschland, ein teutonischer Mythos, bedichtet von Goethe, Heine und Fontane, verbarg sich an diesem Herbsttag hinter grauen Wolken. Das Städtchen faszinierte mich, vielleicht, weil ich ahnte, dass Katharinas Geschichte wenig zu dieser heimeligen Atmosphäre passen würde. In Wernigerode gibt es eine zum romantischen Schloss ausgebaute Burg mit spitzen Türmen. Von Wald umschlossen, hängt sie über der Stadt wie ein Gemälde der Romantik. Es gibt ein Rathaus aus dem 13. Jahrhundert und enge Gassen mit gedrungenen Fachwerkhäusern. Vom Bahnhof aus bringt eine pechschwarze Dampflokomotive im Jahr über eine Million Menschen auf den Berg, wo der «Faust» als Rockoper aufgeführt wird. Als Kulisse für eine ziemlich deutsche Vorstellung von Heimat ist Wernigerode das geworden, was Politiker gerne eine «ostdeutsche Erfolgsgeschichte» nennen.

Dabei hat die Stadt nach dem Mauerfall schwierige Jahre durchlebt: Betriebspleiten, Arbeitslosigkeit und Abwanderung machten ihr zu schaffen. Viele Erwachsene warf der Systemwechsel aus der Bahn, wodurch auch ihre Kinder den Halt verloren. Manche von ihnen hörten auf keine Autoritäten mehr, auf keine Eltern, keine Lehrer und auch auf keine Polizisten. Sie brachten Waffen mit in die Schule, angefacht von strammen Neonazis, jagten Gleichaltrige aus der linken Jugendszene durch die Strassen, bis diese zurückschlugen.

All das wollte Katharina erzählen. Denn sie war mittendrin gewesen.

Spiegel TV drehte 1993 einen Beitrag über die Auseinandersetzungen in Wernigerode, an denen bisweilen über 400 Jugendliche beteiligt waren. In dem Film sagt ein junger Mann, nachdem ein Pflasterstein seinen Fuss zertrümmert hat: «Gewalt, was anderes hilft nicht mehr. Geredet wurde genug. Mit den Nazis kannste nicht mehr reden.» Zwei Jahre später brannte ein besetztes Mühlengebäude ab. Mehrere Teenagergenerationen lang hatten die Übergriffe gedauert und eine

Atmosphäre der Angst erzeugt. Im Jahr 2000 war der Politiker Wolfgang Thierse, damals Präsident des Bundestages, bei einer Schule in Wernigerode zu Besuch und zeigte sich schockiert darüber, welche Apathie das ungesühnte Auftreten rechter Jugendlicher hinterlassen hatte. Ihre Mitschüler hatten nach Körperverletzungen lieber geschwiegen, damit anderntags nicht ihr Jugendclub kaputtgeschlagen wurde. Erst Mitte der nuller Jahre gelang es, den Kreislauf aus Aggression, Gewalt und Rache zu durchbrechen, als drei der schlimmsten Gewalttäter aus einer rechtsextremen Kameradschaft im Gefängnis landeten.

Katharina wuchs in den Ausläufern dieser Zeit auf. Sie meldete sich bei *Reportagen*, weil sie sich mit ihrer Jugend in Wernigerode auseinandersetzen will. Sie war 14 Jahre alt, als ein jugendlicher Neonazi, gross und blond und mit der 88 auf dem T-Shirt, so beschrieb sie ihn mir, ihrem Freund Hajo, damals ein Punk wie sie, in einem Supermarkt eine Pistole an den Kopf hielt. Um sie herum Erwachsene beim Wocheneinkauf. Niemand reagierte. Dann verschwand der Nazi, ohne abzudrücken.

Es war das verstörendste Bild aus ihrer Jugend, das sie während der Recherche aus ihrem Gedächtnis hervorkramen konnte. Ansonsten stocherte Katharina häufig im Nebel, wenn ich sie nach ihrer Vergangenheit fragte.

2019 sind drei Jahrzehnte seit dem Mauerfall vergangen. Es ist augenfällig, dass sich im ohnehin gewaltigen Diskurs zur deutschen Einheit mittlerweile neue Stimmen zu Wort melden: junge Schriftstellerinnen und Autoren, die Kinder der Wendezeit. Sie wollen nicht wieder über den Ausverkauf der DDR sprechen, sondern über ihre ostdeutsche Jugend, ihr *coming of age* in der gefährlichen Zeit der neunziger Jahre. Auch Katharina will sich erinnern. Sie schrieb der Redaktion von *Reportagen* vor der Harzreise eine Mail.

«Dunkeldeutschland nennt man den Ort, in dem ich aufgewachsen bin. Dunkeldeutschland, das ist die ehemalige DDR, es sind die neuen Bundesländer der BRD, die Plattenbau-Hochburgen in der sozialen Peripherie. Dunkeldeutschland, das sind Sachsen-Dialekt, Massenarbeitslosigkeit und Landflucht. Das sind Wendeverlierer, Ossiwitze und innerdeutsche Hegemoniestrukturen.»

Dunkeldeutschland. In den Jahren nach der Wiedervereinigung benutzten Westdeutsche diesen Begriff, um die spärliche Strassenbeleuchtung und damit die Lebensverhältnisse in den neuen Bundesländern zu verspotten. Bis zur Nominierung zum «Unwort des Jahres» brachte es «Dunkeldeutschland». Der ehemalige Bundespräsident Joachim Gauck holte den Begriff 2015 für eine Rede aus der Versenkung,

als im Osten des Landes wieder Flüchtlingsheime angegriffen wurden. Für Katharina lag in der Wortschöpfung ein Schlüssel zum Verständnis der Scham und der Wut, die viele Ostdeutsche seit der Wende fühlen. «Dunkeldeutschland» war für sie so etwas wie das gesellschaftliche Unbewusste. «Ich habe dieses Dunkeldeutschland auch in mir», sagte sie während der Recherche.

Katharina sprach oft abstrakt, wie eine Wissenschaftlerin. Lag es daran, dass ihr der Zugang zu ihrer eigenen Geschichte verstellt war? Diesen Eindruck hatte ich zumindest. Vielleicht wollte sie deshalb mit ihrer alten Clique aus Wernigerode reden, mit Hajo, Tob, Mont, mit Mandy und auch mit ihrer Halbschwester Michaela.

Katharina ist anders als die Wendekinder von Wernigerode. Sie hat eine dunkle Hautfarbe. Die Familie ihrer Mutter stammte aus dem Harz, ihr leiblicher Vater war aus Südafrika in die DDR gekommen. Ein politischer Flüchtling, Mitglied der Befreiungsbewegung ANC, die von der DDR unterstützt wurde. Auch, um die Bundesrepublik im Kampf der Systeme als Unterstützer eines Apartheid-Regimes zu entlarven. Doch Gustav, so sein Name, verschwand noch vor Katharinas Geburt aus ihrem Leben. Er hat seiner Tochter, die trotz ihres zarten Körpers eine taff auftretende Frau geworden ist, seine Hautfarbe und das schwarze Afrohaar hinterlassen und die Ahnung, dass er ein Mann mit markanten Gesichtszügen gewesen sein muss.

Als Reporter hatte ich mir vor der Recherche eine Geschichte vom verlorenen Vater ausgemalt, auf dessen Spuren wir uns begeben würden. Doch in Katharinas Familie wurde nicht oft über Gustav gesprochen. Katharina wurde als Kind auch nie ermutigt, nachzufragen. «Eine Person, die man nicht kennt, kann man auch nicht vermissen», sagte sie am ersten Abend in Wernigerode lapidar zu mir. Was mich erstaunte. Katharina erzählte allerdings, dass ihre Halbschwester Michaela der Mutter und den Grosseltern Informationen über Gustav abgetrotzt hatte, obwohl er doch allein Katharinas Vater war. In ihrer Kindheit hatte Michaela die Phantasie entwickelt, dass Gustav eines Tages kommen würde, um die Kinder aus ihrem Unglück herauszuholen: ein fremder, schwarzer Mann als Retter. Katharina hatte auf ihrem Computer einen Ordner angelegt, auf den auch Michaela zugreifen konnte, er hiess: «Projekt Vater».

Als Katharina zwei Jahre alt war, trat ein neuer Mensch in ihr Leben. Die Mutter hatte den Mann aus Wernigerode, der zum Vater von Michaela und zwei Halbbrüdern werden sollte, in einem Betrieb für Metallveredlung kennengelernt, in dem beide arbeiteten. Doch zu einer Vaterfigur wurde er für Katharina nie. Ihr Verhältnis blieb bis zum Ende,

seinem Ende, distanziert. Die Familie lebte in einem baufälligen Einfamilienhaus am Rand von Wernigerode. Um den historischen Stadtkern entstanden zu DDR-Zeiten Plattenbaugebiete, das letzte, «Harzblick», 1989. In jenem Oktober notierte die Stasi Zusammenrottungen von Jugendlichen, die «Wir sind das Volk» gerufen hatten. Die Antwort der Volkspolizei waren ein letztes Mal Gummiknüppel. Am 4. November gingen 5000 Wernigeröder auf die Strasse, um für freie Wahlen und Reisefreiheit zu demonstrieren. Fünf Tage später wurde die Grenze geöffnet.

Es war auch eine Wendezeit in Katharinas Leben. Nachdem die Treuhand den Betrieb zerschlagen hatte, wurden ihre Eltern arbeitslos. Sie fanden neue Anstellungen, der Stiefvater bei der Müllabfuhr, die Mutter als Reinigungskraft. Doch das blieb nicht lange so. Erst wurde sie, dann er arbeitslos. Die Familie war da schon in eine Plattenbauwohnung umgezogen. Zu Hause stritten sich die Eltern immer häufiger wegen fehlenden Geldes. Die Mutter rauchte Kette und wurde irgendwann depressiv, der Stiefvater Alkoholiker.

Aus ihrer Kindheit blieben Katharina nur wenige Momentaufnahmen, etwa ab dem achten Lebensjahr legte sich ein grauer Schleier über ihr Leben. Ihre Erinnerung wurde von einem grossen, dumpfen Gefühl beherrscht: «Ich empfand meine Umgebung als feindselig und gefährlich. Ich dachte deshalb, ich muss mir selbst helfen. Irgendwann wurde das normal für mich.» Als sie zehn war, begann sie, die Tage bis zu ihrem 18. Geburtstag zu zählen. Sie beschloss, Wernigerode zu verlassen, sobald sie nur konnte.

Die Frage drückte mir aufs Gemüt: Hast du Rassismus erlebt, Katharina?

Sie zögerte. Dann erzählte Katharina, wie sie im Grundschulalter von Berufsschülerinnen mit Steinen beworfen wurde. Sie erinnerte sich an ein Gebüsch auf dem Heimweg von der Schule, in dem sie glaubte, sich vor dieser Welt verstecken zu müssen. Das Schlimmste war für Katharina aber die gefühlte Abwesenheit ihrer Eltern. Sie stellten sich nicht schützend vor Katharina, fragten nicht nach ihren Gefühlen, sondern machten ihr nur noch mehr Angst: «Die ganze Welt ist gefährlich», sagte die Mutter. Das wusste Katharina noch.

Teilnahmslos verbrachte sie die Jahre am Gymnasium «Stadtfeld» und die Nachmittage vor dem Fernseher. Das Gerät in ihrem Kinderzimmer wurde ihr Tor zur Welt. Katharina sah sich die Talkshows an, die bei den Privatsendern liefen und nach ihren Moderatoren benannt waren: *Bärbel Schäfer*, *Vera am Mittag*, *Arabella*. Sie schaute sich Familien an, deren Mitglieder sich wegen Nichtigkeiten beschimpften,



Frauen, die ihre Männer betrogen, Männer, die per Vaterschaftstest der Lüge überführt wurden. Dabei kam ihr irgendwann der Gedanke, dass der Bildschirm ein Spiegel sei: Die da vorgeführt werden, die da vom Studiopublikum ausgelacht werden, das sind ja Leute wie wir.

Mit dieser Erkenntnis ging ihre Kindheit zu Ende. Und noch etwas entdeckte die junge Katharina im Fernsehen: Punk. Erst das Video von *Smells Like Teen Spirit* von Nirvana bei MTV. Dann die Ahnung, dass diese Bands etwas miteinander verband: ein Look, eine gemeinsame Sprache mit geheimen Codes, die sie noch nicht verstanden hatte. Und überhaupt die Lautstärke und die Radikalität dieser Musik. Katharina traf ein Energiestrahle direkt aus der Mattscheibe. Woraufhin sie beschloss: ab jetzt nur noch das. Sie hörte sich durch die Musik-Abteilung eines Elektronikfachmarkts, studierte Punk-Magazine und stieg immer tiefer ein in eine musikalische Welt, in der Dagegensein nicht verurteilt, sondern gefeiert wurde. «Punk hat mir erst ein Leben gegeben», sagte sie zu mir.

In Wernigerode zeigte sie mir den grünen Innenhof eines Plattenbaus, in dem sich ihre Clique meistens traf. Sie muss zwölf gewesen sein, als sie sich mit billigem Dosenbier zu den Punks setzte, die Strumpfhose bald eingerissen, die Haare lila gefärbt. In dem Häuflein war sie die Einzige, die aufs Gymnasium ging. Die Gruppe einte, dass sie aus den Plattenbaugebieten kamen, ihre Eltern oft getrennt lebten und keine Arbeit hatten. Die Jugendlichen waren lieber betrunken auf der Strasse als nüchtern zu Hause. Am Rand war man hier wie dort. Sie setzten sich einfach mitten in die Altstadt, direkt vor das Polizeirevier, und sofften dort ihr Bier. «Euch hätte man früher ins KZ gesteckt», raunte ihnen ein Passant zu, andere spuckten sie an. Sie waren ein öffentliches Ärgernis. Denn sie lebten den Geist der Punk-Bewegung offen aus: *no future*. Nur nannten sie es lieber «alltägliches Verrotten». Das war der Titel einer Kassette, die eine befreundete Punk-Band aufgenommen hatte. Genau so fühlte sich ihre Jugend im wiedervereinigten Deutschland an. Mit dem Problem, dass auch die Erwachsenen um sie herum nicht an eine Zukunft glaubten.

Ungefähr zwei Jahrzehnte später suchte Katharina wieder den Kontakt zur Clique. Mandy schrieb ihr nur zwei Wörter: «Kein Interesse». Tob verschob Treffen mehrfach und trank, als es dann doch klappte, fünf Bier in etwas mehr als einer Stunde, wobei kaum ein Gespräch in Gang kam. Er erzählte, wie er es als Punk an seiner Schule mit 30 rechten Jugendlichen hatte aufnehmen müssen. Sie hatten ihm ins Gesicht geschlagen und ihn die Treppe hinuntergetreten, bis er Leute fand,

die zu ihm hielten. Mont, dem ein Nazi das halbe Ohr mit einem Butterfly-Messer abgetrennt hatte, war ohnehin schwierig. Er hatte Katharinas Halbschwester mit 16 geschwängert und sah seine mittlerweile pubertierende Tochter nicht oft.

Aber wir konnten Hajo besuchen. Er wohnt in einem der gedrunghenen Häuser in der Altstadt. Wir stiegen zwei Holztreppen hinauf und standen in einer notdürftig eingerichteten Wohnküche voller DVDs, Computerspiele und Bastelmodelle aus dem Krieg. Das Reich eines grossen Kindes. Hajos Augenbrauen und der obere Nasenrücken sind von Piercings durchstossen. Seine nasale Stimme machte vor Aufregung Purzelbäume, als er erzählte, wie ihm der Nazi im Supermarkt die Pistole an den Kopf hielt. Auch sonst zog Hajo damals Ärger an, vielleicht, weil sein grosser Bruder schon zu DDR-Zeiten Punk war. Hajo stellte Nazis ein Bein und warf mit Bierdosen, wenn er aus irgendeinem Fenster rechtsradikale Musik hörte. Seine Erzählungen klangen ein bisschen nach Abenteuer. Doch dann erzählte Hajo, wie er vor Angst am ganzen Körper zitterte, nachdem er sich im letzten Moment vor einer Gruppe Nazis in einen Linienbus hatte flüchten können. Später sollte er Suchtprobleme bekommen wegen Alkohol und Speed. Nach einem Entzug schaffte er es, nur noch wie ein Schlot zu rauchen.

Es waren vor allem die Jungs aus Katharinas Clique, die von den Nazis verdroschen wurden. Katharina kam als Mädchen trotz ihrer Hautfarbe meist glimpflich davon. Dennoch fing sie irgendwann an, ihren Schlüsselbund so in der Hand zu tragen, dass sie mit dem spitzen Ende eines Schlüssels sofort zustechen konnte. Mit dem Tick lebt sie heute noch immer.

Katharina verliess die Clique, als die Drogen aus ihrer Sicht überhand genommen hatten, die Musik unwichtiger geworden war. Sie bekam nicht mehr mit, wie der Jugendclub «KuBa» von zwei Dutzend Faschos überfallen wurde. Ihre Stiefschwester aber war dabei. Michaela war mit 13 zu den Punks gestossen, obwohl sie die Musik nicht mochte und keinen Alkohol trank. Sie hatte die Trinkgelage, die ihre Eltern zu Hause veranstalteten, einfach nicht mehr ausgehalten.

Bei sich zu Hause in Goslar, am anderen Ende des Harzes, erzählte sie Katharina, wie eine Axt die Tür des Clubs durchschlug. Wie sie direkt in die Klinge sah und dachte: Jetzt sterbe ich. Den Jugendlichen aber gelang es letztlich doch, den Club zu verbarrikadieren und mit Pfefferspray zu verteidigen.

Michaela war emotionaler als Katharina, und auch ihr Wille, den Sprung in ein bürgerliches Leben zu schaffen, war offensichtlicher; sie

schloss mit oder trotz Kind die Schule und die Ausbildung zur Krankenschwester ab und kann es heute noch immer nicht fassen, mit 30 in einem Einfamilienhaus zu wohnen, einen Arzt zum Mann.

Katharina bekam nicht mehr mit, wie Hajo und Tob zurückschlugen und deshalb ins Visier der Polizei gerieten. Hajo wurde vor Gericht mangels Beweisen freigesprochen, Tob wurde sogar von einem rechten Schläger gedeckt. Am Ende landeten einige von ihnen, Rechte wie Linke, als Schichtarbeiter in der Giesserei eines Automobilzulieferers. Dort würden sie mittlerweile respektvoll miteinander umgehen, erzählte Hajo. Wie Kriegsveteranen, die auf einander gegenüberliegenden Seiten gekämpft hatten.

Katharina entschied sich damals für einen Aufbruch. Sie machte ihr Abitur und arbeitete schwarz in der Gastronomie, um Geld für ihr Studium zu verdienen. Dann war sie plötzlich weg, ohne richtig Tschüss zu sagen. Wie sie es als zehnjähriges Mädchen geplant hatte. In Jena, 150 Kilometer südlich von Wernigerode, schrieb sie sich für Literaturwissenschaft und Soziologie ein. In der Soziologie sollte sie Antworten auf ihre drängenden Fragen finden. Sie sog die Theorien des Fachs auf, die sich für sie wie nachträgliche Beweise für die Gefühlswelt ihrer Jugend lasen. Warum sie sich ausgegrenzt gefühlt hatte, warum ihre Familie arm gewesen war und mit hoher Wahrscheinlichkeit arm bleiben musste. Besonders der Begriff «Othering» elektrisierte sie. Er beschreibt einen sozialpsychologischen Mechanismus: Eine Gruppe kommt überein, normal zu sein, indem sie Menschen mit anderen Merkmalen als anders, als fremd klassifiziert. Sie sah sich als diese Fremde: das schwarze Mädchen ohne Vater aus der ostdeutschen Arbeiterklasse.

Katharina machte die Sprache der Soziologie zu ihrer Sprache. «Darüber habe ich erst das Handwerkszeug bekommen, mich auszudrücken», sagte sie zu mir. Neuen Freunden erzählte sie aus Angst vor Ablehnung nichts aus ihrem Leben. Auch nicht von ihrem Stiefvater, der vor zehn Jahren aus dem Fenster der elterlichen Wohnung gesprungen war. «Ich hatte das Gefühl, dass ich nicht weiterkomme, wenn ich mich so zeige, wie ich bin. Also habe ich mir eine Maske aufgesetzt», sagte Katharina. In ihrer Seele aber arbeiteten die Geschichten aus ihrem Dunkeldeutschland weiter.

Ihrer Familie fiel es schwer, Katharinas Weg nachzuvollziehen: den Master-Studiengang in African Studies, die Promotion am Graduiertenkolleg in Berlin, den Gastaufenthalt an der US-Eliteuniversität in Princeton. Dort fühlte sich Katharina fremd, der Etikette nicht gewachsen. Sie streifte nachts in New York durch die Bronx, sass in Berlin in

Eckkneipen unter alten Trinkern und schrieb Texte über Erwachsene, die sich lieber mit Puppen beschäftigen als mit Menschen. Katharina interessierte sich nicht für die Spitze, sondern für die Ränder der Gesellschaft. Vielleicht war das ihre Fortsetzung von Punk, nur mit anderen Mitteln.

Katharina war weit gekommen und wurde doch immer wieder auf ihre Herkunft zurückgeworfen. Die Mutter und die Grosseltern hätten lange mit Wut und Missgunst auf ihren Weg reagiert, sagte sie. Dabei musste Katharina zuletzt Hartz IV beantragen, um ihre Dissertation beenden zu können. Was das Geld betraf, war sie immer noch eine von ihnen. Auch sonst lag ihr nichts ferner als mit der Armut, der Sprachlosigkeit und dem Alkoholismus ihrer Familie abzurechnen. Sie verleugnete ihre Herkunft nicht, um dazuzugehören. Sie hatte bislang nur die Wurzeln gekappt, die nie so recht zu ihr gepasst hatten. Fühlte sie sich deshalb so alleingelassen?

Zuletzt fuhr Katharina häufiger nach Wernigerode. Auf Instagram postete sie plötzlich Bilder aus ihrer Kindheit: Katharina beim Puppenspiel. Katharina im Pool neben einem weissen blonden Mädchen, ein Lachen im Gesicht. An Weihnachten verbrachte ihre Familie auf Initiative von Michaela einen Tag zusammen.

Dabei soll es nicht bleiben. Katharina hat sich vorgenommen, mit ihrer Mutter über die Wendezeit zu sprechen. Und da ist noch der Ordner auf Michaelas Computer. «Jetzt ist Tabula rasa. Jetzt räume ich mit der gesamten Familiengeschichte und mit der Wernigeröder Geschichte auf», sagte Katharina an einem Abend in Wernigerode.

Ich brauchte nach der Harzreise etwas Zeit, um zu verstehen, dass sich Katharinas Geschichte womöglich nur am Rande um die Nazis und Punks von Wernigerode drehte. Sie handelt von etwas Grösserem, der Suche einer jungen Frau nach ihrer Identität. Und diese Suche hat gerade erst begonnen.



KATHARINA WARDA, 34, lebt in Berlin. Sie schreibt an ihrer Dissertation zum Thema *Die Poetik des Subjekts – Das Weblog und die Kunst des Erzählens*. Sie hatte 17 Jahre keinen Kontakt mit den Freunden von früher, bevor sie für die Recherche wieder in ihre alte Heimat fuhr.

Lieblingsgeschichte: **REPORTAGEN #43** — *Der Phoenix von Paris*